

Daniela Böhm

Heute ist ein ganz anderer Tag

Ein Plädoyer für die Tiere

Kurzgeschichten, Essays, Lyrik

Für die Tiere

Für alle Träumer einer besseren Welt

Was ist der Mensch ohne die Tiere?

Wenn alle Tiere gegangen wären, würde der Mensch aus großer Einsamkeit des Geistes sterben.

Denn, was auch immer mit dem Tier geschieht, passiert auch bald dem Menschen.

Alle Dinge sind miteinander verbunden.

Häuptling Seattle

Über dieses Buch

Aus der Sicht der Tiere erzählen die Kurzgeschichten in diesem Buch ihre Schicksale vor einem realen Hintergrund. Saida, der spanischen Windhündin, droht die gleiche traurige Bestimmung wie ihrem Vorgänger Pedro, Sammy, der kleine Schimpanse, wird seinem vertrauten Lebensraum entrissen, genauso wie der Jaguar im südamerikanischen Regenwald, der auf der Suche nach einer neuen Heimat ist. Raffi, der rumänische Straßenhund, kämpft um sein Überleben, ebenso wie der Stier, der eines Tages von seiner grünen Weide geholt wird, und Emi, die Milchkuh, erzählt von ihrem Schicksal in einem Stall.

Zeichnungen und Informationen runden die Erzählungen ab. Auch der zweite Teil des Buches mit Texten, Lyrik und Essays, ist den Tieren gewidmet, und ein Plädoyer für die Anerkennung ihrer Rechte.

Inhaltsverzeichnis:

Sammy

Der Stierkampf

Saida

Leoni, Magda und Paul

Bu Dong und Raffi

Emi

Die Vertreibung

Joe

Bertha

Freiheit

Fleckerl

Für Friedo

Nayeli

Texte und Essays

Epilog

Sammy

An jenem Ort, an dem Sammy zum ersten Mal das Licht der Welt erblickte, war der blassblaue Himmel weit und die heißen Steppen am Rande der grünen Urwälder erstreckten sich scheinbar grenzenlos im flirrenden Sonnenlicht. Unter den weichen, kühlen Blättern der großen Bäume, die sich sehnsuchtsvoll zum Himmel streckten, kam er staunend auf diese Welt. Die schützende Liebe seiner Mutter umhüllte ihn mit einem zärtlichen Hauch, wie der sanfte Wind, der abends manchmal liebevoll die Bäume streifte. In dieser geborgenen Welt verbrachte Sammy, ein kleiner Schimpanse, die ersten Wochen seines Lebens. Doch ein anderes Schicksal als jenes, das ihm eigentlich hätte beschieden sein sollen, streckte schon bald die kalten, rauen Hände nach ihm aus und führte ihn weit weg von seiner Heimat.

An dem Tag, als die Jäger kamen, war Sammy gerade zwölf Wochen alt. Es war ein Tag wie jeder andere gewesen, wenn man das so sagen konnte, denn für Sammy war kein Tag wie der vorangegangene. Jeden Morgen breitete sich das Leben wie ein bunter, fröhlicher Teppich vor ihm aus und erschien verheißungsvoll, denn es brachte all die kleinen Wunder zum Vorschein, die seine großen Augen so staunend, neugierig und freudig betrachteten.

Das Letzte, woran Sammy sich erinnern konnte, waren die verzweifelten Schreie seiner Mutter, ein Stück blauen Himmels, den er durch das dichte Blätterdach sah und grobe, harte Hände, die ihn für immer seiner Zauberwelt entrissen.

Niemals, in all den darauf folgenden Jahren, schwand das Bild des Himmels aus seiner Seele, es hatte sich tief in ihr eingegraben. Vielleicht war es die Erinnerung an dieses

Paradies, welches für einen Funken in der Ewigkeit das seine gewesen war, die ihn hielt und seine Hoffnung in den ersten Jahren noch nicht ganz aufgeben ließ.

Danach wurden die Erinnerungen hart und unbarmherzig. Die kleine, dunkle Holzkiste, in die man ihn unsanft hineingezwängt hatte, das verzweifelte Weinen nach seiner Mutter, der schmerzhafteste Stich in die linke Schulter, der seine Augenlider schwer werden ließ und ihn benommen machte, und schließlich das angstvolle Erwachen durch lautes Motorengeräusch und einen harten Aufprall.

Irgendwo, in einem Land, das durch weite Ozeane von dem seinen getrennt war, in einem kargen, kalten und schwach beleuchteten Raum, öffnete man seine Holzkiste und er wurde in ein neues Gefängnis gesteckt. Ein Gitterkäfig, gerade groß genug, dass er seine schmerzenden, kleinen Glieder ein wenig strecken konnte. Ein paar fremde Männer standen um seinen Käfig herum und betrachteten ihn mit teilnahmslosen Augen. Die Angst, die er spürte, seit er wieder bei vollem Bewusstsein war, wurde zu einem großen schwarzen Schatten, der seine Seele erschauern ließ. Sammy weinte bitterlich, er schrie nach seiner Mutter, er umklammerte verzweifelt die kalten Gitterstäbe und rüttelte an ihnen, aber nichts was er tat, vertrieb den schwarzen Schatten. Schließlich gab man ihm etwas zu essen, löschte das Licht und ließ ihn in der Dunkelheit allein. Die Stille war furchtbar. Dort, wo Sammy herkam, war das Leben laut und schlief nie, selbst in der Nacht, denn der Dschungel kannte keine Stille.

Irgendwann in diesen Tagen, in diesem kalten Raum und eingesperrt in seinen Käfig, resignierte seine kleine Seele. Er hörte auf zu schreien und zu toben, oder an den Gitterstäben zu rütteln. Er weinte auch kaum mehr, nur manchmal, in der Nacht, wenn das Bild seiner Mutter und des rauschenden Blätterdachs mit dem kleinen Stückchen Himmel in seiner Seele auftauchte. Die Verzweiflung

verwandelte sich in eine tiefe Traurigkeit und das Heimweh wurde zu seinem einzigen Gefährten.

Einige Tage später betrat ein Mann das Zimmer, den Sammy bisher noch nie gesehen hatte. Er öffnete den Käfig, hob ihn heraus, betrachtete und befühlte ihn und setzte ihn dann wieder hinein. Der Mann war freundlich zu ihm, es war das erste Mal seit vielen Tagen, dass ihn jemand wirklich ansah und nett zu ihm war.

Dann ging alles sehr schnell. Er wurde wieder in die kleine, harte Holzkiste gepackt, er hörte merkwürdige Geräusche, die lauten Stimmen der Männer und das Rascheln von Papier. Die Kiste begann hin und her zu schaukeln und Sammy durchfuhr auf einmal die Hoffnung, dass er vielleicht wieder zurück in seine Heimat gebracht wurde. Sehnsuchtsvoll dachte er an den Himmel und an die Wärme seiner Mutter und Freude erfüllte zum ersten Mal in diesen Tagen sein trauriges Herz. Doch als sich seine Holzkiste nach vielen Stunden erneut öffnete, brach diese Hoffnung jäh zusammen. Der Geruch, der ihm entgegenströmte, erinnerte ihn zwar an seine Heimat, aber er wusste sofort, dass dies nicht sein Zuhause war. Er wurde in einen neuen Käfig gesperrt, der war viel größer und bequemer und es gab auch Stroh am Boden, doch die Gitterstäbe blieben dieselben.

Plötzlich blickte er in ein vertrautes Gesicht. So klein, wie er war, so schutzlos und seit vielen Tagen ohne jegliche Mutterliebe, rannte er auf den anderen Schimpansen zu und warf sich in seine Arme. Er begann bitterlich zu weinen und klammerte sich verzweifelt an seinen Artgenossen. Ach, dieses bisschen Wärme tat gut und klebte ein kleines Trostpflaster auf seine Seele.

Der alte Schimpanse ließ ihn gewähren. Zwar war die Erinnerung an seine frühe Kindheit kaum mehr als der kurze Flügelschlag eines Vogels, doch das Bedürfnis nach Nähe und der Instinkt, einem Schwächeren Schutz zu geben,

waren ihm nicht verloren gegangen. Er war alt und grau, halb blind, ein wenig taub auf dem rechten Ohr und schleifte sein linkes Bein beim Gehen etwas unbeholfen hinterher.

Die vielen Jahre im Zirkus hatten nicht nur in seiner Seele ihre Spuren hinterlassen.

Die ganze Nacht hindurch sowie die darauf folgenden Nächte, kuschelte sich Sammy fest an den alten Schimpansen. Er wurde zu seinem Vater und seiner Mutter, und das Leben wurde ein wenig erträglicher. Er lernte, wie man Bananen schälte und der alte Schimpanse, dem man den Namen Bobby gegeben hatte, entlauste ihm manchmal mit seinen halb blinden Augen etwas unbeholfen den Rücken. Sammy vertrieb sich die Zeit, indem er an den Gitterstäben herumturnte oder Bobby auf den Rücken sprang. Seine Nachbarn waren drei Siamkatzen, die ihn immer böse anfauchten, wenn er freudig zu ihnen herüberkreischte und ein paar weiße Zwergpudel, die gerne laut kläfften. Manchmal hörte er das Brüllen der Löwen; dann bekam er Angst und flüchtete in Bobbys Arme. Viele Jahre später, als Bobby schon längst tot war, erinnerte er sich noch an diese Momente. Es waren, bis auf die verblassende Erinnerung an seine Mutter, die einzigen zärtlichen Augen-blicke in seinem Leben.

Eines Tages ging die Tür zu seinem Käfig auf und Sammy wurde herausgeholt. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, er wollte nicht wieder in eine dunkle Holzkiste gesperrt werden und vor allem wollte er nie mehr von Bobby getrennt sein. Doch nichts half. Ein großer Mann hielt ihn fest in seinen Händen und so sehr Sammy auch zappelte und verzweifelt schrie, es gab kein Entkommen.

Man ließ ihn frei, zumindest glaubte er das im ersten Moment, als er in einem großen runden Kreis mit weichen Sägespänen auf den Boden gesetzt wurde. Sammy begann zu laufen, so schnell, wie es mit seinen kleinen Füßen nur

ging. Er kam nicht weit. Sein Fluchtversuch scheiterte an dem Netz, das man um den Kreis gespannt hatte.

An diesem Tag begann sein Leben als Zirkusaffe.

Die nächsten Wochen passierte immer das Gleiche. Einmal am Tag wurde Sammy aus seinem Käfig geholt und in den Kreis mit den weichen Sägespänen gesetzt. Man lehrte ihn kleine Kunststücke, er musste über Hindernisse springen, auf ein Podest klettern und Purzelbäume schlagen. Wenn er alles richtig machte, bekam er zur Belohnung eine Leckerei, wenn nicht, dann wurde die Stimme des Mannes, der ihn trainierte, sehr laut und er bekam auch mal einen Klaps auf seinen Hintern.

Am Anfang machte es Sammy noch ein bisschen Spaß, so klein und unerfahren, wie er war. Er konnte in dem großen Kreis her-umrennen, die Siamkatzen störten sich nicht an seinem Kreischen und es gab keine kalten Gitterstäbe, die ihn von der Welt trennten. Doch schon bald wurde er jedes Mal in eine knallrote Uniform gezwängt und bekam ein kleines Hütchen auf den Kopf, das unter seinem Kinn festgebunden wurde. Sammy hasste dieses Etwas, das man ihm überzog, es war beengend, es kratzte und nahm ihm die Luft zum Atmen.

Am Abend war Sammy manchmal für kurze Zeit allein. Bobby wurde aus dem Käfig geholt, kam aber bald darauf schon wieder zurück. Jedes Mal schien er verändert. Sammy hatte keine Ahnung, was mit ihm passierte, wenn er fort war, doch er spürte, dass es ihm nicht gut tat. Weil er es von ihm gelernt hatte und nicht wusste, was er sonst tun konnte, damit es Bobby ein klein wenig besser ging, zupfte er ihn zärtlich am Fell, überall, besonders am Rücken. Dann grummelte Bobby immer ein wenig und nahm ihn anschließend in die Arme.

Eines Abends öffnete sich die Käfigtür wie gewöhnlich, doch nicht Bobby wurde herausgeholt, sondern Sammy. Angst

erfüllte sein kleines Herz, aber er blieb stumm, während man ihm seine knallrote Uniform anzog, und hielt still, so, wie er das gelernt hatte. Der Mann, der ihm all die Kunststücke beigebracht hatte und ihn immer belohnte, wenn Sammy alles zu seiner Zufriedenheit gemacht hatte, hob ihn auf seinen Arm und ging mit ihm zu dem Platz, den Sammy schon so gut kannte. Er sprach freundlich mit ihm, viel freundlicher als sonst und mit einem Mal stand Sammy in dem vertrauten Kreis mit den Sägespänen.

Aber diesmal war alles anders. Gleißendes Licht blendete seine Augen, tosender Lärm tobte in seinen Ohren, und seine kleinen Beinchen begannen furchtbar zu zittern.

Vor nicht allzu langer Zeit war Sammy im Paradies auf diese Welt gekommen.

Jetzt war er in der Hölle gelandet.

Trotz all seiner Angst und dem furchtbaren Schrecken, der jede Faser seines Körpers ergriffen hatte, wusste er instinktiv, dass er nun all das tun musste, was er schon immer in diesem Kreis getan hatte. Das Orchester spielte einen Tusch, der Mann gab seine Anweisungen und Sammy kletterte über Hindernisse, schlug Purzel-bäume, sprang von einem Podest zum nächsten und bekam jedes Mal eine kleine Belohnung. Das Publikum lachte und brüllte über den Schimpansen in seiner knallroten Uniform und klatschte Beifall.

Sammy, ein kleiner Schimpanse aus einem fernen Land, über dem ein sanfter Himmel ab und zu durch dichtes Blätterdach ge-blinzelt hatte, war nun ein richtiger Zirkusaffe geworden.

An dem Tag, als Bobby starb, schlug der Regen laut und unbarmherzig auf das Dach des Containers, in dem ihr Käfig untergebracht war. Der Wagen schaukelte leicht hin und her, denn der Zirkus war gerade wieder auf Reisen und die Siamkatzen fauchten noch böser als sonst, denn das Fahren mochten sie gar nicht.

Bobby war schon den ganzen Morgen apathisch in einer Ecke gelegen und ließ es nicht einmal zu, dass Sammy ihn am Rücken zupfte. Das war noch nie passiert und Sammy war verunsichert und wusste nicht, was er tun sollte. Also setzte er sich still neben ihn und wartete geduldig auf ein Zeichen seines Gefährten.

Viele Stunden vergingen und mit einem Mal fing Bobby an, unruhig zu werden und laut stoßend zu schnaufen. Sammy bekam große Angst und begann zu kreischen, doch außer den Siamkatzen und den Zwergpudeln war niemand in dem Container. Aufgebracht lief Sammy hin und her, er spürte, dass etwas ganz Furchtbares geschehen würde, aber er konnte nichts tun. Er setzte sich wieder neben Bobby und sah in seine Augen. Genau in diesem Moment tat Bobby seinen letzten Atemzug und blickte Sammy noch einmal zärtlich an, als wollte er ihm Lebewohl sagen. Dann war es vorbei. Das Licht in seinen fast blinden Augen war endgültig erloschen, sein Körper, noch warm, lag leblos in der Ecke.

Rasend vor Schmerz warf sich Sammy auf ihn und begann bitterlich zu weinen. Er rüttelte an Bobby, er zupfte ihn überall, doch alles was er tat, war vergeblich.

Als die Käfigtür am Abend aufgeschlossen wurde, lag Sammy dicht bei Bobby und versuchte seinen immer kälter werdenden Körper zu wärmen. Er brüllte verzweifelt, als man ihn auf den Arm nahm und den alten Schimpansen aus dem Käfig holte. Zwar sprach der Mann, mit dem er immer seine Kunststückchen machte, beruhigend auf ihn ein, er bekam auch mehr Bananen als sonst, doch dann ließ man ihn wieder allein. Der Käfig erschien ihm jetzt so groß und weit; ein Gefühl der Einsamkeit, das Sammys Atem stocken ließ und sein Herz mit eisernem Griff umklammerte, breitete sich in ihm aus. Es muss wohl dieser Tag gewesen sein, an dem Sammys letzter Funke Hoffnung, das Stückchen Himmel mit dem grünen Blätterdach, endgültig starb.

Endlose Jahre zogen ins Land. Die Tage und Wochen waren immer dieselben. Das Zirkuszelt war immer dasselbe, auch wenn es alle paar Monate an einem anderen Ort stand. Für Sammy änderte sich dadurch nichts. Die Menschen, die über ihn brüllten und lachten, waren dieselben und auch der Mann, der ihm die Kunststücke beigebracht hatte und mit dem er abends auftrat, war derselbe. Zwei Siamkatzen starben in dieser Zeit und zwei neue kamen hinzu. Das Gekläffe der Zwergpudel wurde immer leiser, sie waren schon alt und würden bald nicht mehr zu gebrauchen sein.

Dreimal bekam er eine neue Uniform, sie war jedes Mal knallrot und viel zu eng. Nur das kleine Hütchen blieb dasselbe.

Mit den Jahren wurde auch Sammy alt, genauso wie seine Uniformen. Zwar schien sein Körper noch recht stark, doch seine Seele war schon vor langer Zeit zerbrochen. Zu viele und zu lange, endlose, einsame Stunden in seinem Käfig, hatten seine Lebensfreude Stück für Stück zerstört. Aber natürlich tat er immer noch seine Pflicht, wenn er abends auftrat, und nahm seine Belohnungen entgegen. Was blieb ihm schon anderes übrig? Die Menschen machten sich weiterhin über ihn lustig, lachten und klatschten Beifall.

Sammy hatte nie verstanden, warum.

Im Laufe dieser langen Zeit verblasste auch die Erinnerung an seine Heimat endgültig. Das Bild des blauen Himmels, der ihm einst durch hohe Baumkronen zugelächelt hatte, war verschwunden und selbst die Erinnerung an Bobby wurde von Jahr zu Jahr schwächer. Nur einige wenige Momente blieben in seiner Seele lebendig. Bobbys starke Arme, wenn er sich vor dem Brüllen der Löwen gefürchtet hatte, seine unbeholfenen, zärtlichen Hände und sein letzter Blick.

Irgendwann wurde Sammy sehr müde. Er verspürte keinen Appetit mehr, nicht einmal auf Bananen, und hatte kaum die Kraft, um über irgendwelche Hindernisse zu

springen. Ein Tierarzt kam, er wurde untersucht, man verabreichte ihm irgendeine Medizin. Doch die Jahre im Zirkus hatten Sammy mürbe gemacht und seinen Lebenswillen gebrochen. Dafür gab es keine Medizin.

Als Sammy starb, blickte kein freundlicher, kleiner Schimpanse in sein Gesicht, er war allein und das Letzte, was er hörte, war das Fauchen der Siamkatzen. Der Schimpanse aus einem fernen Land, dort, wo sich die Steppen im flirrenden Sonnenlicht scheinbar endlos ausbreiteten und ein freundlicher Himmel durch grünes, weiches Blätterdach blinzelte, verließ diese Welt einsam.

** Für Sammy und alle anderen **





Es gibt viele Sammys auf dieser Welt.

Manchmal sind sie ein Schimpanse, ein Löwe, ein Pferd oder irgendein anderes Tier.

Und oft ist es nicht ein naturgewolltes Schicksal, welches unbarmherzig zu ihnen ist.

Das Leben von Wildtieren in Zirkussen bedeutet: Nicht artgerechte Haltung, mangelhafte Haltungsbedingungen, ständige Transporte, artfremde Kunststücke, fragwürdige und oft grausame Methoden zum Erlernen dieser Kunststücke, Verhaltensstörungen, kein natürlicher Lebensraum, zu enge Käfige, Einsamkeit, Stress und Langeweile.

Welcher Mensch würde so leben wollen?

Welcher Mensch möchte Zeit seines Lebens ein Gefangener sein?

Und welcher Tiger oder Elefant, welches Pferd, würde in freier Wildbahn, zur Unterhaltung der Menschen, Kunststücke vorführen?

Wenn man die schockierenden Bilder sieht, wie Babyelefanten für fragwürdige Vorführungen in bestimmten Zirkussen herangezogen werden, dann zieht sich einem das Herz zusammen. Sie werden gewaltsam von ihrer Mutter getrennt, müssen angekettet stehen und werden schon als kleine Elefanten einem brutalen Training unterworfen. Sie bekommen Schläge und elektrische Stöße, werden mit dem sogenannten Elefantenhaken „trainiert“, einer Stange mit einer metallenen Spitze, sie werden gewaltsam zu Boden geworfen und dabei sind sie immer an allen vier Füßen angeseilt. Sie schreien und weinen, während dies geschieht. Selbst wenn Elefanten schon älter sind, werden sie teilweise noch mit dem Elefantenhaken gefügig gemacht.

Auch bei anderen Wildtieren werden brutale Trainingsmethoden angewandt.

Zwar werden die meisten Wildtiere aus Zoos übernommen oder kommen schon in einer Umgebung zur Welt, die nicht ihre natürliche ist. Doch ändert dies nichts an der Tatsache, dass die Tiere in artfremden Lebensräumen mit viel zu wenig Platz und oft sogar ohne einen Partner, ihr Dasein fristen müssen.

In vielen Ländern wie z. B. Österreich, Dänemark, England, Bulgarien, Israel, Bolivien, Costa Rica und Peru, gibt es bereits ein generelles Verbot für Wildtiere im Zirkus und dies gibt Hoffnung, dass sich immer mehr Länder auf der ganzen Welt für ein solches Verbot aussprechen.

In Europa ist Deutschland leider ein trauriges Schlusslicht – hier gibt es keine einheitliche Regelung auf Bundesebene, Kommunen dürfen sich jedoch gegen Zirkusse mit Wildtieren auf kommunalen Plätzen aussprechen.

Wildtiere gehören in die Freiheit, in ihren natürlichen Lebensraum, der ihr Zuhause ist, aber auch alle anderen Tiere gehören nicht in den Zirkus!

Jegliche Dressur bedeutet Zwang und entspricht nicht den natürlichen Bedürfnissen des jeweiligen Tieres.

Der Stierkampf

Die Weiten Andalusiens sind mein Zuhause. Dort, wo sich die Hügel und Berge sanft an einen klaren Himmel schmiegen, liegt meine Weide. Heiß und unbarmherzig sind die Sommer und oft stehe ich dann schnaufend und träge unter der kleinen Gruppe Schatten spendender Olivenbäume am Ende des Zaunes. Kühl und frisch sind die Winter, morgens ist es manchmal so kalt, dass kleine Rauchwolken aus meinen Nüstern steigen. Die schönste Zeit aber ist der Frühling. Alles erwacht zu neuem Leben, die Blumen beginnen wieder zu blühen, die Vögel sind so fröhlich und laut wie zu keiner anderen Jahreszeit und die Luft ist weich und warm. Im Frühling verspüre ich immer eine unbändige Lebenskraft, so stark, dass mir fast das Herz zerspringen will vor Freude und ich renne, stampfe und schnaube über die grünen Wiesen.

All diese Bilder sehe ich jetzt vor mir, während ich hier, in diesem dunklen und stickigen Raum warte. Ich weiß nicht, auf was ich warte, doch ich spüre, dass es nichts Gutes ist. Von Ferne dringen dumpfe Geräusche zu mir, sie klingen wie das Donner-grollen, dem grimmigen Vorboten eines Gewitters, welches sich manchmal spät im Sommer ankündigt.

Ich fühle mich matt und kraftlos, mir ist schwindlig und ich habe Schmerzen. Gestern Abend kamen Männer und banden mich so fest, dass ich mich nicht mehr wehren konnte. Dann begannen sie damit, meine Hörner zu schneiden und zu schleifen. Ich brüllte, der Schmerz war gnadenlos, so gnadenlos wie die Männer, denn sie hörten nicht auf, trotz meiner Schreie. Zum Schlafen wurde ich in einen engen, dunklen Raum gepfercht, keine Bewegung war